

Die Wohngenossenschaft

Wir wohnten im ersten Block der Siedlung, im dritten Eingang, im sechsten Stock. Ich hatte das große Zimmer, das auf den Balkon hinausging. Meine Schwester hatte das kleine mit Privatsphäre.

Die Siedlung wurde in den Zwanzigerjahren gebaut. Es gab vier große Blocks und sechs kleine, rechteckige Grünflächen, manche davon mit Schaukeln und Sandkästen. Die Decken der Wohnungen waren zwar niedrig, aber man hatte zu allen Seiten Ausblick, keine dunklen Hinterhöfe, keine Seitenflügel, keine eigenen Eingänge für diejenigen, die man anderswo nicht sehen wollte.

Ein Haus. Ich wollte in einem Haus leben wie meine beste Freundin Antonia. Hinter ihrem Garten kamen gleich die Gleise. Die Züge nach Frankreich brausten dort im Viertelstundentakt durch. Antonia hatte im obersten Stock des Hauses ein Zimmer, und wenn jemand etwas von ihr wollte, wurde die Treppe hochgerufen. Es gab zwei Toiletten und einen Keller, den wir aufsuchten, wenn uns nach gruseln zumute war.

Ich wollte in einem Haus leben, weil meine Mutter, mein Stiefvater, meine Schwester dauernd auf dem Balkon vor meinem Zimmer standen und nach Belieben hineinlinsten; weil das kleine Badezimmer das einzige war und man im wichtigsten Moment immer gestört wurde; weil die Wände so dünn waren, dass man die Nachbarn streiten hörte, den Fernseher hörte, das Klappern des Geschirrs in der Küche.

Weil ich jemand sein wollte, der in einem Haus lebt und nicht die, über die die Mutter einer Freundin mal gesagt hatte: „Sie kann sich benehmen, wie sie will, man hört sofort, dass sie einen minderen Dialekt spricht.“

Ich sparte und leerte vor meiner Mutter irgendwann die Schublade voller Kleingeld aus. Am gleichen Abend setzten sie und mein Stiefvater sich mit mir hin und rechneten mir vor, was ein Haus kostete und wieviel Budget sie zur Verfügung hatten.

Davor war mir nicht klar gewesen, dass es einen Graben gibt, der mit Sparen nicht überwunden werden kann.

Die Miete in der Genossenschaft war so niedrig, dass sich meine Mutter und mein Stiefvater eine volle Stelle teilen konnten - als Pflegekräfte. Kein Erbe stärkte ihnen den Rücken. Sie kamen beide aus ärmlichen Verhältnissen und legten Wert darauf, dass man es ihnen nicht anmerkte.

In den Urlaub fahren wir so gut wie nie. Aber eingekauft wurde im Coop, in der Migros, Denner war „für die anderen“. Verwirrend. Sonst waren die „anderen“ diejenigen, die in Häusern lebten oder in den Ferien nach Amerika fahren.

Meine Mutter erwarb mit ihrem Einzug einen Genossenschaftsschein. Sie hat ihn nie wieder abgegeben. Er ist ihr Schutzschild vor einem Markt, der es zulässt, dass diejenigen, die ohnehin vermögend sind, mit Immobilien immenses Kapital anhäufen. Ein Markt, in dem die Mindestanforderungen an eine potenzielle Mieterin der richtige Job, das richtige Gehalt und der richtige Nachname (so schweizerisch wie irgendwie möglich) sind - und auch das garantiert noch nichts. Wahrscheinlich würde sich meine Mutter nicht als Eigentümerin bezeichnen. Aber eine Mieterin, jemand, mit dessen Miete man spekulieren, dem man kündigen kann: Das ist sie auch nicht.

Im Erdgeschoss des jeweiligen Eingangs befand sich die Waschküche. Es gab zwei Waschmaschinen für zwölf Wohnungen und unzählige voll behängte Leinen, die sich durch den Raum zogen. Auch existierte ein Waschplan. Wehe demjenigen, der ihn missachtete.

Dem Trockner vertraute meine Familie nicht.

Durch die schmalen Fenster sah man beim Wäscheaufhängen die Beine der Vorbeigehenden. Es roch nach dem Waschmittel der Anderen.

Meine Mutter sagte: „Wir setzen dich einfach auf die Warteliste, und dann kannst du auch in der Genossenschaft wohnen, wenn du erwachsen bist, keine Minute von uns entfernt.“

Effizienter kann man sein Kind kaum in die große weite Welt hinausschicken.

Meine Mutter will alt werden in der Genossenschaft. Sie hat ein lebenslanges Wohnrecht. Vielleicht wird sie in diesem Haus hundert werden, wie unsere Nachbarin im dritten Stock. Die vertraute dem Trockner auch nicht. Noch mit über neunzig hing sie ihre Wäsche unten auf.

Ich hatte das große Zimmer mit dem Balkon. Es hingen Geranien am Geländer, wie fast überall. Ich las unter der Decke, wenn ich nicht schlafen konnte, damit mich niemand dabei erwischte. Manchmal malte ich Häuschen auf die leeren Seiten.

Keins davon sah so aus, als ob man da hätte einziehen wollen.